

Nassauischer Landwirt

Anzeigen
auf dem Gebiete der Landwirtschaft, des Garten- u. Weinbaues finden weiteste Verbreitung.
Druck und Verlag der
Stadtbücherei Nassau, a. d. Lahn.



Landwirtschaftliches Wochenblatt.
Beilage zum „Nassauer Boten“

Erscheint Mittwochs.
Abonnements-Preis 50 Pfg.
Anzeigenpreis 20 Pfg.
die Zeile.
Verantwortl. Redakteur: Dr. W. Gieseler.

Nr. 45.

Limburg a. d. Lahn, 15. November.

1917.

ö Sorgt nach der Mauserzeit für warme Hühnerställe.

Die Mauser ist ein einfacher, natürlicher Vorgang; das Geflügel entledigt sich seines Sommerkleides, um ein dichteres, besser gegen die Kälte schützendes Winterkleid anzuziehen. Es ist das ein Prozess, vollständig ähnlich dem Wechsel des Haar- und Federkleides bei den Vierfüßlern. Manche Tiere mausern rasch, bei andern dauert die Mauserung länger. Nun ist es aber durchaus nicht gleichgültig, ob die Tiere rasch oder langsamer in den Besitz ihres neuen Federkleides gelangen. Zieht sich die Mauser zu lange hin, dann haben die noch nicht vollständig neu befiederten Tiere bei allenfalls früh eintretenden kalten Tagen unter der Witterungsunbill zu leiden und sind leicht allen möglichen Krankheiten und ihren Folgeerscheinungen ausgesetzt. Während der Mauser stellen die Legehennen die Vegetativität ein, da sie die sonst zur Eierproduktion verwendeten Nährstoffe zur Federbildung gebrauchen. Deswegen hat der Geflügelzüchter alle Ursache, an seinem Teil alles zu tun, um seine Geflügelbestände möglichst schnell durch diese kritische Zeit hindurch zu helfen. Und das kann er. Geflügel, welches sich in gutem Nährzustande befindet, übersteht den Federwechsel leicht und schnell. Es wird auch wieder frühzeitig mit Eierlegen beginnen. Hieraus folgt, daß die Fütterung vor, während und auch noch einige Zeit nach der Mauser eine reichliche sein soll. Die hierfür aufzuwendenden Kosten werden sich durch bald sich einstellende Vegetativität gut lohnen.

Jeder strebsame und einsichtsvolle Landwirt, der mit Lust und Liebe Geflügelzucht betreibt, wird im eigenen Interesse dafür sorgen, daß seine gut durch die Mauser gekommenen Hühner einen warmen und gesunden Stall besitzen. Sehr unpraktisch sind solche Hühnergehege, die sich über Viehställen befinden. Die hohe Wärme, die in der Nacht hier besteht, verweichlicht die Tiere. Kommen dieselben am Morgen ins Freie und in viel leicht kälteres, regnerisches Wetter, so werden Erkältungskrankheiten nicht ausbleiben und mit dem frühzeitigen Eierlegen ist es vorbei. Kann der Stall in einem Teile des Viehstalles oder zur ebener Erde angebracht werden, so ist das am günstigsten; die Stangen müssen nur 1 Meter vom Fußboden entfernt und in gleicher Höhe angebracht sein. Aneinander grenzen dürfen Stühner- und Pferdeboxen nicht; in diesem Falle würden die Pferde unter dem Ungeziefer der Hühner zu leiden haben. Hühnerställe über oder neben Schweineställen einzurichten, ist nicht zu empfehlen, da die Schweine die Hühner fressen, wenn sie in ihren Bereich kommen. Kann ein Hühnerstall nicht in einem Viehstall eingerichtet werden, so man ist gezwungen, denselben anderswo un-

terzubringen, so wird der Eierertrag sich nicht vermindern, wenn man dafür sorgt, daß die Wärme in demselben nicht unter 4 Grad Cels. sinkt. Diesen Wärmegrad erreicht man dadurch, daß man den Boden des Stalles etwa 20 Ztm. hoch mit Torfstreu belegt, durch welche Lage die Kälte des Fußbodens nicht durchdringen kann. Gerade die Torfstreu ist deshalb allen anderen Belagmitteln vorzuziehen, da sie die Exkremente der Hühner aufsaugt und geruchlos macht und dadurch den Stall von schädlichen Dünsten reinigt. Wenn man den Hühnern ab und zu etwas Futter auf den Bodenbelag streut, so beorgen die Hühner selbst das Umarbeiten desselben und menschliche Hilfe ist nicht nötig. Die wertvollste mit Düngstoffen gesättigte Torfstreu als Dünger ist, weiß jeder Landwirt; wird sie auch zur Füllung der Lege- und Brutnester verwendet — die Hühner gewöhnen sich bald an das neue Bild — so hält sie das Ungeziefer fern. Der schlimmste Feind des Hühnervolkes ist die Zugluft. Diese zu vermeiden, muß unter allen Umständen versucht werden. Leicht löst sich das bewerkstelligt, wenn der Stall zwei Außenwände hat. Man legt in beiden Wänden Ausschlupflöcher an und öffnet morgens nur die, durch welche keine Zugluft eindringt. Geschlossen hält man den Stall nur bei großer Kälte oder Schneetreiben; aber auch dann sollte man die Hühner auf kurze Zeit mittags ins Freie lassen. An solchen Tagen hängt man Rohblätter mit einem Bindfaden in solcher Höhe auf, daß die Tiere darnach springen müssen, das sind für sie die besten gymnastischen Übungen zur Erhöhung der Körperwärme. Demselben Zwecke dienen auch Rüben, welche man auf Nägel stößt, die man in einen Pfosten im Stalle geschlagen; man mache nur einmal einen Versuch und wird sich sicher freuen über den Eifer der Tiere. Nicht nur zur Warmhaltung der Tiere, sondern auch zur Gesunderhaltung sind diese Stoffe nötig, ja unentbehrlich. Selbstverständlich ist es, daß auch im Winter den Hühnern reines Trinkwasser zur Verfügung stehen muß.

§ Zurück zur Schafzucht.

Zu denjenigen Zweigen der Landwirtschaft, denen nach Beendigung des Krieges eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß, gehört ohne Frage auch die Schafzucht. Die im Vergleich zu Friedenszeiten als enorm hoch zu bezeichnenden Woll- und Fleischpreise werden ihren Anreiz nach dieser Richtung hin nicht verfehlen. Es darf bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen werden, daß die Verminderung der Schafzucht deren schädigende Wirkung wir in der gegenwärtigen Zeit zu beklagen haben, nicht immer und ausschließlich aus ökonomischen Gründen er-

folgte. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß durch die Infolge höherer Bewertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse immer größer werdenden Kulturlächen und eine veränderte Bodenbearbeitung die Lebensfähigkeit mancher Schafereien sehr in Frage gestellt wurde. Vielfach jedoch waren es selbsttätige Bestrebungen Einzelner, die durch ihre Quertreibereien die sog. Gemeindegemeinschaften unmöglich machten. Kam dann noch zur Zeit eine Seuche, so war dem gemeinnützigen Unternehmen damit entgültig der Todesstoß versetzt. Wer aber unsere Verhältnisse auf dem Lande kennt, der weiß wohl, wie schwer es hält, derartigen Bestrebungen, zumal wenn der Kostenpunkt eine nicht untergeordnete Rolle spielt, wieder Geist und Leben einzuflöschen.

Die fragl. Weidenplage, Seiden und Oedländerien werfen seit der Zeit keinen oder nur geringen Wert ab. Vielfach hat man, um die betr. Flächen nutzbar zu machen, Obstbaumpflanzungen angelegt, die aber, weil dem Boden die erforderliche Tiefgründigkeit fehlt, keine Rente abwerfen, und die nur zu sehr geeignet sind, die Obstzucht der betr. Gemeinde in Verfall zu bringen. An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, daß seit Eingang der Gemeindegemeinschaften die Nutzbarmachung mancher Ländereien sehr in Frage gestellt wird. Die Bodengestalt vieler Bezirke, so des Westerwaldes bringen es nun einmal mit sich, daß einzelne Gemarkungsteile schwer zu erreichen sind, und daher bei der Dungzufuhr stiefmütterlich behandelt werden. Manche Oed- und Trischländlerien, die heute nur eine geringe Rente abwerfen, konnten früher durch Viehden für die Getreide- und Gemüsekultur in hohem Maße nutzbar gemacht werden.

Der Weiterbestand mancher Schafereien scheiterte sodann an der Personalfrage. Infolge der immer günstiger sich entwickelnden Industrie stiegen die Löhne derart, daß an geeignetem Süttepersonal vielerorts Mangel war. Auch in dieser Beziehung dürfte der gegenwärtige Krieg einen Umschwung herbeiführen. So mancher Invalide (Einarmige, Fuß- und Beinverletzte) dürfte nach dem Kriege in der Schaferei eine willkommene Beschäftigung finden, umso mehr als eine bessere Entlohnung infolge der erhöhten Rentabilität des Betriebs ermöglicht wird.

Es wäre nun noch die Frage zu erörtern, auf welche Weise sich für die Schafzucht neue Weidenplätze erschließen lassen. Es kommen hier in erster Linie unsere Waldungen in Betracht. Zwar muß zugegeben werden, daß das Schaf durch Abweiden des jungen Austriebs den Forsten viel zu schaden vermag. Es kommen daher an erster Stelle die im Abtrieb befindlichen Hochwaldungen in Frage, insofern dieselben keine Unterkulturen zeigen, sodann die Waldwege und breiten Schnei-

sen. Auch die mit den Gemeindefeldern in Verbindung stehenden Staatsforsten könnten in hohem Maße für die Schafzucht nutzbar gemacht werden. Es ist selbstverständlich, daß die Waldungen nicht wahllos, sondern nach Anweisung der Forstbeamten der Schäferei übergeben werden könnten.

Auch vom nationalen Standpunkt aus betrachtet werden wir auf die Notwendigkeit der Schafzucht hingewiesen. Zwar werden wir nach Friedensschluß, wenn der Weltmarkt wieder in normale Bahnen eingelenkt ist, unsern Fehlbedarf an Wolle aus dem Auslande decken können, wenn auch für lange Zeit zu recht hohen Preisen. Aber wird nicht England bei den nach dem Kriege nötig werdenden Handels- und Zollverträgen uns sein Übergewicht in dieser Beziehung fühlen lassen? Wie oft haben wir in diesem großen Vernichtungskampfe, in dem eine Welt von Feinden uns zu zertreten sucht, es zu schätzen gewußt, was es heißt: Vertrauen auf eigene Kraft.

Nun noch ein Wort zur wichtigsten und zugleich schwierigsten Frage: Wie sind die in den letzten Jahren stark verminderten Schafbestände wieder nach und nach zu ergänzen? Bekanntlich haben die Schafpreise eine noch nie dagewesene Höhe erreicht. Ohne Frage braucht eine große Anzahl von Bauern, infolge der durch den Krieg für sie geschaffenen günstigen Lage vor der Neubeschaffung von geeignetem Zuchtmaterial nicht zurückzuschrecken. Aber das darf nicht in vollem Umfang von dem kleinbäuerlichen Betrieb behauptet werden. Und doch hat gerade der Kleinbauer, der mit jedem Pfennig rechnen muß, an der Wiederaufhebung der Schafzucht, die ihm die Erzeugung der Rohstoffe zur Beschaffung der wichtigsten Bekleidung ermöglicht, ein besonderes Interesse. Staat und Gemeinde müßten hier zu gleichen Teilen eingreifen, um die schwachen Kräfte zu unterstützen.

Welche Aufgaben nach dieser Hinsicht dem Staate zufallen, möge als offene Frage hingestellt bleiben. Nebenfalls dürfen wir zu der staatlichen Fürsorge, die uns mit offenem Auge und warmem Herzen bis hierhin durch alle wirtschaftlichen Fährnisse des Krieges hindurchgeführt hat, das feste Vertrauen hegen, daß sie auch in diesem Punkte die rechten Wege zum Ziele finden wird. Auch der kommunalen Fürsorge bleibt ein weites Feld zur Betätigung überlassen. Die Wiedereinführung der Schäferei ist mancherorts nur möglich, wenn die Gemeinde Trägerin des Unternehmens wird. Erst allmählich, je nach dem Vermögen der einzelnen Bürger, müßte dieses gemeinnützige Unternehmen in den Privatbesitz übergeführt werden.

Es liegt nicht in meiner Absicht, in dieser Beziehung bestimmte Vorschläge zu machen. Meine kurzen Ausführungen sollen nur den Zweck haben, immer weitere Kreise von der Rentabilität der Schafzucht zu überzeugen und der Wiedereinführung der Schafzucht in Nassau die Wege ebnen zu helfen.

Der gegenwärtige Weltkrieg gab uns allen, nicht zuletzt dem Bauer Gelegenheit, in vielen Dingen umzulernen. Manchen Betrieben, die man als unlohnend zum alten Eisen gelegt hatte, so dem Raps- und Flachsbaum wurde wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Auch die Selbst-erzeugung der Wolle, des besten und wichtigsten Rohstoffs unserer Bekleidung, müssen wir für die Zukunft scharf ins Auge fassen, wenn anders wir nicht Englands Knechte werden wollen.

Der praktische Schrebergärtner.

Denkt jetzt an die Frühhaemisse! Wer gerne im Frühling reichlich Gemüse ißt, der muß jetzt im Herbst daran denken, denn im Frühling ist es zu spät. Er muß jetzt Winterpflanzen kaufen (wenn er sich selbst keine gezogen hat) und diese recht tief einpflanzen. Es kommen dafür Winterkabbus und Winterwirsing in Betracht. Diese Pflanzen werden jetzt nahe zusammengepflanzt und dann wird im Frühling so viel ausgeschnitten und gegessen, daß die Wirtin blühenden Pflanz hat, um Raps zu bilden. Da die Kabbuspflanzen aber nicht früh geessen werden können, so legt man sie direkt in die richtige Entfernung, pflanzt dann aber Wirsing dazwischen,

der nun herausgeschnitten werden kann. Genauere Anweisungen auf Wunsch.

Ewiger Kohl. Wer noch keinen ewigen Kohl hat, der pflanze jetzt noch an, obwohl es schon spät ist. Dieser Kohl liefert dann ständig Ernten, wenn gerade kein anderer zu haben ist.

Wie tief sollen die Einwinterungsgruben im Garten sein? Ja, das ist eine Frage, die sich nach der Gegend richten muß. Im Osten, wo mit einer ständigen, andauernden Kälte gerechnet werden muß, muß die Grube schon etwas tiefer sein, darf sie wenigstens tiefer sein, als bei uns im Westen, wo kurze Frostperioden von längeren Regenperioden abgelöst werden. Im Westen soll die Grube nicht tiefer als 30—40 Ztm. sein, im Osten habe ich meter-tiefe Gruben gefunden, die sich sehr gut bewährten. In dieser Beziehung muß sich ein jeder ein wenig nach den erprobten Gebräuchen seiner Gegend richten.

Für Feld, Wald und Garten.

Obst- und Gartenbau.

Frostspanner. Sobald die ersten Fröste kommen, sind auch die Frostspanner da, und in diesem Jahre sind sie recht früh da. Schon im Oktober konnte ich die ersten feststellen, und jetzt werden sie immer zahlreicher. Es ist daher die höchste Zeit, den Raupenleim aufzustreichen. Bei mir hat sich Schacht-Nixolraupenleim besser bewährt als die viel gepriesenen Auslandsmarken, und war er auch viel billiger. Die Raupengürtel müssen so angelegt werden, daß sie es den Weibchen der Frostspanner unmöglich machen, die Bäume zu erklettern. Sind die Bäume mit Pfählen versehen, so müssen sie höher sitzen als die Verbindung des Pfahls mit dem Baume, damit sie diese nicht als Brücke benutzen und so doch auf den Baum gelangen können. Da in diesem Jahre ein starkes Auftreten der Raupen zu beobachten war, so sind auch viele Frostspanner zu erwarten, und darf im Interesse der Obsternte mit dem Anlegen der Leimringe nicht gezögert werden. Ob noch genügend Leim bezogen werden kann, ist allerdings eine andere Frage.

Einsäuern von Stielrüben. In diesem Herbst sind die Stielrüben sehr üppig geworden, so daß sie bei schweren Frösten leicht erfrieren können. Es ist daher anzuraten, wenigstens einen Teil derselben einzusäuern. Das Einsäuern oder Einmachen ist dem der Bohnen gleich. Nachdem man die etwas mastigen Blätter abgestreift hat, schneidet man die Stiele recht fein, kocht sie leicht ab, läßt sie erkalten und preßt sie nun fest in die Einmachttöpfe. Sie liefern im Winter eine recht angenehme Speise.

Winterwirsing, Rot- und Weißkabbus kann noch immer ausgepflanzt werden. In kälteren Gegenden nehme man keine großen Pflanzen, sondern recht kleine, weil die letzteren den Winter besser überstehen. Diese Winterpflanzen werden recht tief gepflanzt, so daß die Herzen der Erde gleich stehen. In rauhen Tagen ist sogar Furchenpflanzung angezeigt. Die Furchen halten den Schnee auf und die Sonne ab, so daß die Pflanzen nicht so schnell auftauen, denn gerade in dem Wechsel von Auftauen und wieder Gefrieren liegt die größte Gefahr.

Auch Winterfalsat kann noch gepflanzt werden, doch muß man jetzt mit allen Pflanzungen vorwärts machen, damit sie noch vor den stärkeren Frösten anwurzeln können.

Einwintern der Topfpflanzen. Topfpflanzen, die den Sommer über im Freien standen, sollen nicht direkt in ein warmes Zimmer gebracht werden. Man stelle sie zuerst in ungeheizte Zimmer, damit sie sich langsam wieder an die Zimmerluft gewöhnen. Ist der Übergang zu schroff, so hat man mindestens das Gelbwerden der Blätter zu beklagen. Auch bleiben viele Blumenknospen aus.

Weinbau und Kellerwirtschaft.

Musterweinberge. Eine Einrichtung, die sich gut bewähren dürfte, wurde zu Merl an der Mosel getroffen. Hier kaufte der Kreis Zell zwei Weinberge für die Winterschule zu Dullac, welche sie zu Musterweinbergen einrichtete. In diesen Weinbergen erhalten die Schüler praktische Anweisungen, und Winzer und Winzerinnen werden in Spezialkurien mit den nötigen Arbeiten u.

praktischen Neuerungen bekannt gemacht. Die Erziehungsart der Stöcke wurde verändert, indem man den hohen Bau der Rebstöcke beibehielt und die Reben niedriger hielt. Statt wie bisher 6—8, wurden jetzt nur 3—4 Bogreben angeknüpft, wodurch vollkommene Trauben und ein Qualitätswein erzielt werden sollen. Endlich bekommen die Reben eine tüchtige Düngung von 40 Prozent Kalisalz, Thomasmehl und schwefelsaurem Ammoniak, wie wir es an dieser Stelle schon seit Jahren empfohlen haben. Die Erfolge waren in diesem Herbst ausgezeichnet. Ungefähr 1500 Stöcke lieferten 1½ Fuder Most. Das Mostgewicht junger Stöcke kam auf 89 Grad Wechsle mit einem Säuregehalt von 10,3 pro Mill; bei älteren Stöcken stellte sich das Mostgewicht auf 99,75 Grad Wechsle und auf 11,00 Säure pro Mill. Diese Angaben lassen schon erkennen, daß diese Weinberge einen vorzüglichen Wein mit feiner Blume liefern werden. Die Trauben waren früher ausgereift als in den anderen Weinbergen der Gegend. Solche Musterweinberge dürften auch in anderer Gegend fördernd wirken.

Kurzer Getreide-Wochenbericht

der Preisberichtsstelle des Deutschen Landwirtschaftsrats vom 6. bis 12. November 1917.

In italienischen Zeitungen wird offen zugegeben, daß der Getreidemangel hauptsächlich durch den verschärften U-Bootkrieg herbeigeführt sei. So brauchte ein Dampfer von Suez nach Syrakus, um den U-Booten zu entgehen, 25 Tage statt früher 5 Tage. In England beträgt der Erzeugerpreis für Kartoffeln 6 Pfund für die Tonne = 6,05 M für den deutschen Zentner. Der Kleinhandelspreis in London ist auf 1½ d für das engl. Pfund (= 12 Pfg. für das deutsche Pf.) gestiegen. Dänische Butter, für die kein Höchstpreis besteht, kostet jetzt in England im Großverkauf 4 Schilling das Pfund = 4,50 M für das deutsche Pfund. — Der Parlamentsauschuß in Schweden hat als Höchstpreise vorgeschlagen: für grobes Speisebrot 64 Öre für 1 Kg. = 36 Pfg. für 1 Pfund, für weiches Roggenbrot 77 Öre für 1300 Gr. = 38 Pfg. für 1 Pfund, Semmeln 50 Öre für 650 Gr. = 21 Pfg. für 1 Pfund, Milchbrote 64 Öre für 650 Gr. = 55 Pfg. für 1 Pfund. — In Norwegen ist das staatliche Einfuhrmonopol für Getreide, Grütze und Mehl aller Art, Bohnen, Erbsen und Linen beschlossen worden. — In Ungarn ist, nachdem die staatlichen Kommissionen die nötigen Getreidemengen zu den Höchstpreisen nicht erhalten konnten, die Beschlagnahme sämtlicher Getreidevorräte angeordnet. — In Berlin ist der Preis für ausländische Eier im Kleinhandel auf 48 Pfg. für das Stück festgesetzt und der Preis für Hühnerwurst (Jagd-, Leber- u. Dampf-wurst) bei Abgabe an den Verbraucher auf 8,40 M für das Pfund. — Nach der neuen Verordnung des Kriegsernährungsamtes vom 3. November über die Bewirtschaftung von Milch und den Verkehr mit Milch haben die Kommunalverbände die Bedarfsmengen der Selbstverfolger an Vollmilch zum eigenen menschlichen Verbrauch und für Verführungszwecke festzusetzen. Die Landeszentralbehörden können hierfür einheitliche Grundsätze aufstellen. Nach derselben Verordnung ist es verboten: 1. Vollmilch und Sahne in gewerblichen Betrieben außer zur Herstellung von Butter und Käse zu verwenden; 2. Milch jeder Art bei der Brotbereitung und zur gewerbmäßigen Herstellung von Schokoladen und Süßigkeiten zu verwenden; 3. Sahne in Konditoreien, Bäckereien, Gast-, Schank- und Speisewirtschaften, sowie in Erfrischungsräumen zu verabsorgen; 4. Sahne in den Verkehr zu bringen, außer zur Herstellung von Butter und Käse in gewerblichen Betrieben und außer zur Abgabe an Kranke und Krankenanstalten auf Grund amtlicher Bescheinigung; 5. geschlagene Sahne (Schlagahne) oder Sahnenpulver herzustellen; 6. Milch bei Zubereitung von Farben zu verwenden; 7. Milch zur Herstellung von Kasein für technische Zwecke zu verwenden; 8. Vollmilch an Tiere zu verwenden, ausgenommen an Kälber, die nicht älter als 6 Wochen sind. Die Reichsstelle kann Ausnahmen von den Verboten zulassen, sie kann diese Befugnisse auf andere Stellen übertragen.

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck unterlagt.) Berlin, 16. Nov.
Ja, ja, durch Schaden wird mancher Flug. So gar der größte Maulheld von Old-England, Herr Lloyd Schorich. Dieser Mann mit der goldschwelligen Zunge hat soeben angesichts des stol. Unfalls eine Rede gehalten, in der sich einige Gernütsformen finden. So sagt er z. B.:

„Wenn wir (d. h. unsere verbündeten Feinde), wenn wir einen Kilometer in die feindlichen Linien eindringen, wenn wir ein Dorf nehmen und 100 Gefangene machen, eruchen wir uns in Bewunderungstränen. . . . Aber was würden wir sagen, wenn wir 50 Kilometer über die feindlichen Linien hinaus vorgedrungen wären, wenn wir 200 000 Gefangene gemacht und dem Feinde 2500 seiner besten Geschütze mit riesenhaften Mengen Schießbedarf und Proviant weggenommen hätten!“

„Nun freilich, bei einem solchen Siege unserer Feinde wäre nicht nur ein Triumphgeheiß, sondern ein Triumphgeheiß um den ganzen Erdball erklingen, wie wenn alle Völker mit 40 Gentilmens Viktoria schloßen. Da hat der erachtete Schorich recht: im Frieden und Großen ist Deutschland ein Stämper und seine Feinde Virtuosen. Wenn die einen Frosch gefangen haben, so blasen sie ihn sofort zu einem Oesen auf, und wenn wir einen Löwen erbeutet haben, so setzen wir uns bedächtig hin und sagen bloß: Dieser Jagdtag war nicht übel.“

Es ist eben ein Lügenkrieg und Schwindel, der sich um seinen Bandwerk. Im Waffenkampf sind wir den Feinden überlegen, aber gegen ihren schäumenden Geifer und ihre giftige Zunge können wir eben nicht auf. Das ist für uns recht ehrenvoll, aber leider auch in mancher Hinsicht nachteilig. Wenigstens vorläufig. Denn schließlich bricht ja der ganze großartige Schwindel so drüben in sich zusammen; es folgt nur viel Schweiß und Geduld, um die erforderlichen Tatsachen zur Aufklärung zu schaffen.

Uebrigens müssen wir anerkennen, daß uns durch die äußeren Verhältnisse das Proben und Proben schwer gemacht wird. Wenn wir einen Sieg feiern, so bringen die Götter kaum über unsere eigenen Hände hinaus. Das englische Siegesgeheiß wegen eines geschossenen Dorfes klingt aber in der ganzen Welt wider. England beherrscht nämlich alle Telegraphenabel, alle Wellen der Nachrichten. Deutschland ist so, so sehr vom Weltverkehr unter den anderen Völkern. Schreiben die deutschen Zeitungen Siegesberichte und Würdigungen unserer großen Erfolge, so dringen diese Blätter nur in wenigen Exemplaren in das neutrale Ausland. Dort werden sie von den zahlreichen Wältern, die im Dienste unserer Feinde stehen, nach Möglichkeit folgedrucken oder verdrückt und verlästert. Einige christliche Blätter geben freilich der Wahrheit die Ehre, aber diese Wahrheit wird nun einfach von den englischen Telegraphen boykottiert. So bekommt die große Masse der Erdbevölkerung immer nur ein Herrbild der Tagesgeschichte zu sehen. Soll man sich wundern, daß Deutschland auf so viel Vorurteil und Abneigung stößt? Oder ist es nicht am Ende noch wunderbarer, daß Deutschland trotz dieser famulösen jähren Anwürfe überhaupt noch Freunde und Bewunderer da draußen besitzt? Letzteres ist allerdings nur dadurch ermöglicht, daß wir von Zeit zu Zeit einen wahren Bombenerfolg erzielen, der sich beim schlechtesten Willen nicht verheimlichen oder zu Tode reden läßt.

Lloyd Schorich hätte die oben erwähnte Frage schon früher stellen können. Schon im Herbst 1914, als ein Triumphgeheiß werden die Feinde damals erhoben haben, wenn es ihnen gelungen wäre, von Deutschland auch nur halb so viel Boden zu besitzen, als wir im ersten Anlauf in Belgien und Nordfrankreich gewonnen! Aber unsere gewaltigen Erfolge wurden für minderwertige Aufschallgabe erklärt, dagegen wurde die von Marneschlacht als eine weltgeschichtliche Wendung gewertet und gefeiert, obgleich die Gegner nichts anderes erreicht hatten, als daß die Deutschen vorläufig stehen blieben. Dann die Zerschmetterung von Tannenberg, die Eroberung von Polen und Jüdisch, Ritschen, das macht nichts, sagten die russischen Kriegstreiber u. ihre Verbündeten. Dann die Betrummung von Ser-

bien; wieder nichts! Und der englische Fehlschlag an den Dardanellen wurde nicht als schwere Niederlage, sondern als ein meisterhafter Rückzug in die Welt hinausposaunt. Dann kam die Umwälzung in Russland. Die beargwöhnte man erst mit Wohlgefallen und trieb das neue Russland sogar in eine frische Offensive. Deren Fehlschlag wurde wieder triumphhaft verkündet, aber das läbliche Ritschen wollte doch nicht so recht mehr flutschen. Man wurde nachdenklich, da die Kampfkraft der Russen gar zu arg in die Brüche ging. Doch der Prähians findet immer noch einen Ankergrund: die Hilfe von Nordamerika wurde in den schreibendsten Farben an die Wand gemalt, obgleich Amerika's Herz in den Kinderstühlen steckt und keine Brücke geschlagen werden kann. Nun traf auf die besagte Stimmung noch der Donnersturm aus Italien. Auch dieser große und vielversprechende Verbündete fiel wie ein weisses Blatt vom Schwindelbaum der Entente. Da dachten sich sogar dem Lloyd Schorich die geschwollenen Brästen im Runde um; es ging ihm wie Balasam, dem Prochten mit dem Esel: er wollte fluchen u. mähle segnen. Er mußte anerkennen, daß Deutschland u. seine Verbündeten Geistes leisten in wirklichen Erfolgen, während die Entente gar zu großem Leicht in Schwindelgier und praktischem Selbstbetrug.

Also der größte Maulheld hat sich schon etwas gebessert. Daraus ersehen wir, wo das richtige Mittel der Aufklärung und Erziehung unserer Gegner steht. Mit Reden, Artikeln und Resolutionen können wir ihnen nicht beikommen. Nur Tatsachen können helfen, und die müssen wir schaffen in tapferem Kampfe u. züher Heimarbeit.

Natürlich versichert der besagte Schorich zur Beruhigung seiner Freunde, daß der Endsieg ihnen doch ganz sicher bleiben würde. Warum? Da, die Serren haben jetzt nach bitteren Erfahrungen von 40 Monaten, einen einheitlichen Kriegsrat begründet, weitgehend auf dem geduldeten Vortier. Der soll es nunmehr machen. Der soll die „Einheitsfront“ herstellen, nach der seit Jahren schon geschrien wird, und soll die wirklich einheitliche Kriegführung an allen Ecken und Enden begründen. Schön gedacht und schön gesagt, aber noch lange nicht gemacht! Wir wollen leben, ob sie den Brannen jetzt zudecken können, nachdem mehrere Kinder drin ertrunken sind. Das ist ihre Sache. Für uns aber ergibt sich hieraus die eindringliche Lehre: wahren wir die Entschlossenheit, die in der Tat die Wurzel der Stärke und die Gewähr des Erfolges ist.

Auf dem militärischen Gebiet herrscht ja glücklicherweise in unserem Bunde die schönste Eintracht, das innigste und fruchtbarste Zusammenwirken aller Kräfte. Neuerdings glänzend bezeugt durch die gemeinsamen Kämpfe der Deutschen und Oesterreicher am Jona und in der venezianischen Ebene. Aber auf politischem Gebiete, im öffentlichen Leben und Treiben hinter der Front — läßt da die Einigkeit und die brüderliche Verträglichkeit nicht noch einiges zu wünschen übrig?

Wenn ich unseren alten Genossen und Führer Hertling richtig verhebe, so ist das Ziel seiner mühsamen Arbeit gerade die Sammlung, die Sicherung von Ruhe, Einigkeit und Burgfrieden. Er hat eine hoffnungsvolle Grundlage geschaffen. Da darf man wirklich sagen: Wer sich nunmehr nicht auf diesen Boden stellt, und wer es mag, aus Eigensinn oder Egoismus die einheitliche Front im Hinterlande zu stören, der gefährdet das Vaterland, der verlängert den Krieg und verzögert den Frieden. Und wenn er in den höchsten Tönen von den allerbesten Kriegskünstlern redet, so sage ich ihm einfach: Die guten Friedensbedingungen kann man nicht mit dem Wunde eringen, auch nicht mit der Feder, sondern nur durch die starke Hand — sei es die bewaffnete Hand oder die Arbeitshand. Der Friede wird um so besser, je voller der Endsieg ist, und der Endsieg kann nur errungen werden, wenn wir einig bleiben, geschlossen und entschlossen.

Nieder mit den Reichsmachern, die Ungebuld und Jagdbistheit verbreiten. Aber nieder auch mit den Quertribern, die unsere einheitliche Front bedrohen. Weg mit allen Pänferien und Eifererien! Nur ein Reizdruck darf gelten: Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in seiner Not uns trennen noch Gefahr!

Wir haben es schwer, sagt mancher. Ich sage aber: Wir haben es leichter, als unsere Gegner. Reicht nicht bloß im Kampf, sondern leichter auch in der Pflege und Erhaltung der Eintracht. Wenn wir trotzdem verfallen wollten, so wären wir wirklich des Sieges und des guten Friedens nicht würdig.

Deutschland.

Städtehaften.

Der Geheulentwurf zur Forderung der Städtehaften, welcher im Dezember vorigen Jahres bereits das Abgeordnetenhaus beschäftigt hatte, ist nunmehr auf dem verfassungsmäßigen Wege vom Herrenhaus an das Abgeordnetenhaus zurückgeleitet und wird vermuthlich schon in der ersten Volltagung des Hauses am 15. d. M. zur nachmaligen Beratung gelangen. Bei diesem Geheulentwurf handelt es sich bekanntlich darum, die Rängel auf dem Gebiete des städtischen Grundkredits zu beseitigen und letzterem neue Wege der Entlohnung zu weisen. Für den ländlichen Grundbesitz ist dies schon unter Friedrich dem Großen erkannt worden. Die noch heute bestehenden Landschaften wurden gegründet, Kreditinstitute, die sich als Vereinigung aller am Bodenkredit Interessierten auf genossenschaftlicher Grundlage darstellten, die ihren Mitgliedern langfristige hypothekariäre Darlehen gewährten und dafür vom Staate das Recht erhalten haben, Grundbesitzer als dauernde duplellische Kapitalsanlage an das Publikum auszugeben.

Einen ähnlichen Weg gedankt man nun jetzt zu Gunsten des städtischen Haus- und Grundbesitzes zu beschreiten, für den es bisher an einer solchen mehr auf Selbsthilfe aufbauenden Organisation fehlte und der zumeist auf die privaten Kreditinstitute (Hypothekenbanken, Bodenkredit-aktiengesellschaften usw.) angewiesen war. Die genossenschaftliche Vereinigung der Grundeigentümer selbst hat ohne Zweifel den Vorzug eines billigeren, unbedingt zuverlässigen und langfristigen Kredits.

Der Geheulentwurf ist sehr kurz und umfaßt nur vier Paragraphen. Nach dem Entwurf in der vom Abgeordnetenhaus bei der ersten Beratung beschlossenen Fassung gelten die Städtehaften als preussische öffentliche Kreditanstalten, die durch Vereinigung von Eigentümern bebaute oder in Bebauung befindliche Hausgrundstücke oder von Erbanberechtigten zur Vergabe hypothekariärer Tilgungs- oder Abzahlungsdarlehen an ihre Mitglieder gebildet werden und durch staatliche Verleihung korporationsrechtliche Erlangen. Die Errichtung der Städtehaften erfolgt durch Aufstellung einer Satzung (Statut), welche die Grundzüge für Gewährung und Tilgung der Darlehen enthalten muß. Die Vorleben sind seitens der Städtehaften regelmäßig unfindbar. Aufkommende Rinsen sind an die Staatskasse abzuführen. Rückzahlungen sind zur Schulden Tilgung zu verwenden. Die Staatsregierung wird ermächtigt, der Preussischen Zentral-Genossenschaftskasse einen Betrag von zehn Millionen Mark zur Förderung der Gründung von Städtehaften zur Verfügung zu stellen. Der Finanzminister wird ermächtigt, diesen Betrag durch Ausgabe von Staatsanleiheverschreibungen oder Schatzanweisungen zu beschaffen. Ueber die Verwendung der Mittel ist dem Landtag jährlich Rechenschaft zu geben.

Das Herrenhaus hat, von andern mehr redaktionellen Änderungen abgesehen, für Absatz 2 des § 1 eine abweichende Fassung beschloßen, insofern nicht bloß hypothekariäre, sondern auch durch Grundschulden gesicherte Darlehen gezahlt werden können, ferner die Satzung nicht nur über Gewährung und Tilgung, sondern auch über Sicherung der Darlehen Bestimmungen enthalten muß. Von Wichtigkeit sind auch die vom Herrenhaus neu eingefügten Bestimmungen, die Mittel zur Vergabe der Darlehen an die Mitglieder vornehmlich durch Ausgabe von Hypothekendarlehen seitens der Städtehaften zu schaffen, welche auf Grund der erworbenen Hypotheken der Mitglieder auszugeben werden können, ferner die Bestimmung, daß laut Satzung jedes Mitglied der Städtehaften für deren Verbindlichkeiten bis zum Betrage von mindestens fünf vom Hundert seines Darlehens haftet. Hierdurch wird der ge-

nosenschaftliche Charakter der Städtehaften stark unterstrichen.

Der Entwurf ist, wie er jetzt vorliegt, jedenfalls geeignet, den Bedürfnissen des städtischen Haus- und Grundbesitzes zu genügen und den städtischen Bodenkredit einer gesunden ausblühenden Entwicklung entgegenzuführen. Wir dürfen uns daher wohl auch der Hoffnung hingeben, daß sich die gegebenden Institute nunmehr auf dem Boden des Einiges werden und das Gesetz recht bald seine gemeinnützige Wirkung entfalten kann.

Minenlegen.

Böding fassen lag die große Gasenstadt an Englands Ostküste. Trotzdem jede Beleuchtung nach der See fehlte, war mit hohem Ortsinn eines unterer Unterseeboote im Anmarsch, galt es doch, gerade vor diesen, durch seine lebhaften Roblenausfuhr ziemlich bedeutenden Gasen Rinen zu legen und den Schiffsoberführ für einige Zeit lahm zu legen.

Langsam näherte sich „U...“ der Gasenfabrik. Unbemert waren bereits einige Beobachtungsfahrzeuge postiert, die träumend ihrem Dienst nachgingen. Jetzt tauchten die breiten Rollenköpfe in der Finsternis kaum erkennbar auf, die Gasenfabrik war erreicht. Klar zum Minenwerfen“ erhielt das Kommando und pflanzte sich durch alle Teile des Bootes fort.

„Seid Rindinnen kleine Rind!“ — „Stopp! Rind!“ Und nun glitt aus dem Minenraum die erste Stahlmine auf den Meeresboden hinunter. Wieder wurde der Hebel gelockt und eine zweite folgte. Eine dritte und vierte. Ganz langsam rüdte „U...“ von der Stelle und ließ immer eine Mine in die Tiefe plumpfen, wenn die benachbarten Abstände erreicht waren.

Gerade war die letzte Mine aus dem Schacht herausgelassen, da zeigte sich draußen auf See ein helles Flackerfeuer. Jedenfalls ein Lotendampfer, dessen Lichtsignale den etwa herannahenden Schiffen als Wegweiser dienen sollte. Doch die Arbeit war getan, und ungestört konnte „U...“ wieder nach See abfahren. Sinter ihm lag die mit zwei Duzend Rinen gründlich verdeckte Gasenfabrik. Die Rind wurde gefesselt, um möglichst bald die freie See zu gewinnen. Einige Schanten von Zerkörern blickten vorbei. Unbemerklos setzten sie jedoch ihre Kriegsfahrt fort. Ebenso tat „U...“ und machte sich auf den Weg zum Dankekrieg in der Nordsee. Zwei Tage später hörte man von der Befahrung eines verfluchten norwegischen Dampfers, daß im Rorgengrauen, als die Dampfer bei Rindwasser geöfnet wurden und die beladenen Schiffe den Hafen verlassen wollten, zwei Dampfer und ein Dreimastkahn in der Gasenfabrik gesunken seien! Die Rinen hatten ihre Schuldigkeit getan!



Die gasgefüllte Wotan-Lampe

Die Schatzkammer auf der Gasenfabrik

Wotan „G“ Lampen haben gegenüber den Influenza Drahtlampen den Vorteil einer besseren Ausnutzung des elektrischen Stromes durch höhere Lichtausbeute.

Die Brillanten der Frau v. Drenstein.

Humoristischer Roman von Viktor Felling.

(Nachdruck verboten.)
18) Gleich darauf stellte sich eine Reihe von Graulanten ein, Freunde des alten Herrn, aus der Gegend und der näheren Umgebung, und um 1 Uhr fand ein gemeinsames Essen statt, an dem nach der langwierigen Gaststube teilnahm. Es wurden Reden gehalten und einmal um das andere die Gesundheit des alten Dösch ausgedrückt. Auch die Gäste fanden es besonders aufmerksam, daß der schmale Oberleutnant extra zu diesem Tage so weit her gereist war. Er wurde gefragt, wo er so Gattin fände, und da stellte sich heraus, daß man sein wellfornes Preussisch-Frauenstein nicht einmal dem Namen nach kannte. Die alte Erzählung Waldstein fragte lachend: „Liegt denn das überhaupt noch auf der Karte drauf? Das ist ja schon fast Polargegend!“ Die Stunden verbrannen im Fluge. Egon unterdrückte mit Mühe seine Unruhe — er wollte um jeden Preis seinem Kommandeur zuvor daheim ankommen. Der schöne Vorfrühling, den er heute morgen gewonnen hatte, war dahin. Wenn es das Schicksal, das so wunderlich mit ihm spielte, wollte, dann konnte es ihm passieren, daß er heute abend wieder in denselben Zug stieg, der Drensteins dem Norden zuführte. Aber dann rief wieder eine innere Stimme in ihm: „Ach, Unfinn, diese guten Drensteins sitzen noch in Vontrefina oder haben ihr Peleprostanum geändert. Vielleicht sind sie schon gestern morgen einen anderen Ziele zugewandert, Vontrefina ist ja der Scheideweg für alle, die hinauf nach dem maledischen See und der hinunter nach Polchabo und dann weiter ins Italienische wollen. Ja, sicherlich halten sie den Weg über den Comer See gewählt und würden erst von da aus nach dem Norden zurückkehren.“

Ach, der gute Egon ahnte nicht, daß es ganz anders um die Reisepläne der armen Drensteins bestellt war. Er wußte nichts von den gräßlichen Aufregungen und der großen Sorge, in denen die kleine Frau Kommandeurin und sein Oberleutnant schwanden und bangten, während er hier in München am Geburtstagstische von Onkel Georg sah und die Stropfen knallten! Und noch weniger — konst hätte er schwerlich noch eine ruhige Minute gehabt! — ahnte er, daß er selbst die größte Schuld an den Sorgen und Wirnissen trug, die über die brave Drensteins heringebrochen waren.

XI.
Drensteins hatten im Durchgangswagen erster Klasse in St. Moritz Platz gefunden. „Wahrlich — es war höchste Eisenbahn. Aber das kommt davon, daß auf diese Hotelomnibusse nie der rechte Verlaß ist!“ sagte der Oberleutnant und verstaute die Koffer, die ihm der Träger ins Abteil reichte, oben im Reg. „Ein Glid noch, daß wir den Wagen des Nachbarhotels erwischten!“

Frau Gabriele war etwas außer Atem. „Ja, und so etwas muß und noch gerade hier passieren, wo man doch an den nötigen Fremdenverkehr gewohnt sein sollte. Aber natürlich! Gepfefferte Preise, und es dann am nötigsten fehlen lassen.“

„Nun, das will ich nicht eben sagen. Der Komfort ist schließlich auf der Höhe.“ Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Hoboard!“ fuhr Frau Gabriele fort, „ich schwöre darauf, daß da vornhin Destas Engländer an uns vorbeirante. Räte mir leid, wenn er schon abreiste. Ebert war ja vergnügt, daß Destas etwas Ansehens gefunden hatte, wiewohl ich nicht weiß, ob diese internationalen Sporthelden der wünschenswerthe Verkehr für eine Kontinente Königsward sind. Ich verbinde mit diesem internationalen Wirrwarr, der an solchen Hotelplätzen herrscht, immer das Gefühl an ein kolossales Abenteuer. Unter den Rindern, mit denen man hier zu Tische sitzt, sind sicherlich eine Unmasse Hochstapler schlimmster Sorte. Hast Du nicht gesehen, wie aufgedonnert und ausgepumpt diese Dämonen gestern wieder waren?“

„Ich meine, Du in Deinem Brillantschmud hältst keine Urklage gebot.“

„Du hast Du denn die Koffer? Es ging so in der Eile, dieses Fingerring!“

„Verabius Dich! Hier sind sie.“ Er wies in das Gepäck.

Die kleine, corpulente Frau schnellte, nachdem sie einen Blick auf die Koffer geworfen hatte, von ihrem Sitz auf.

„Hoboard!“ schrie sie, und sie war jäh erbläht. „Das hast du — das ist doch nicht der Koffer!“

„Was hast du nur? Natürlich ist das mein Koffer!“

„Deiner schon, aber nicht der andere! Um Gottes Willen, Rann! Der Schmud! Der Schmud! Das ist ja nicht mein Koffer!“

„Ja, Du war auch der Oberleutnant aus seiner Eile ausgepumpt.“

„Undenbar! Du wirst Dich irren.“

„Aber nein! Das ist der falsche! O Gott, o Gott! Das ist ja entsetzlich! Aber daran bist Du schuld.“

„Ja, Du mit Deiner entsetzlichen Eile und Treiberei, von hier fortzudürmen!“ Jetzt hatte das Ehepaar mit vereinten Kräften die beiden Sandkoffer aus dem Reg heruntergerissen. Es stellte sich in der Rat heraus, daß Frau Gabriele's Befürchtungen richtig waren: der Koffer des Oberleutnants war mit einem andern verwechselt.

„Siehst Du die Ratsche, Hoboard! Sofort!“

„O, man hat uns beraubt! Wir sind Dieben und Einbrechern in die Hände gefallen! Warum handelt Du nicht, Mann? Rann, so zieh doch die Ratsche!“

„Ich glaube, es ist keine da.“

Im Nachbarabteil wurde man aufmerksam. Die laute, klagende Stimme der kleinen, erregten Frau hatte alle Mitreisenden alarmiert. Man kam näher und erkundigte sich, was es gäbe, ob man helfen könne. Frau Gabriele rief etwas von unerklärlichem Verlust — „aus dem Koffer aus der weiland Gräfin Königsward!“ hörte man sie rufen. „Wahlgangen!“

Der Oberleutnant, selbst zu Tode erschrocken, versuchte die Sache zu beruhigen. Ihm war die Situation und die vielen fremden, neugierigen Gesichter überaus peinlich. „Der Irrtum wird sich aufklären, siehst Du! Im Hotel.“

„O Gott, hilf!“ jammerte die Gattin. Da kam auch schon der Zugführer. Rein, eine Ratsche gab es nicht, sagte er, als ihn die Umstehenden orientiert hatten, aber in wenigen Minuten mußte der Zug halten — in Vontrefina. Die Herrschaften brüsteten sich nur an den diensthabenden Vorsteher zu wenden, und wenn das nicht ein Durchgangswagen wäre, wäre das den Herrschaften sowieso nicht ungenügend, denn sonst kontrolliere er selbst alles Gepäck, da je sonst ein eigener Raum für die Koffer reserviert, und ob sie denn genau wüßten, daß sie ihren Koffer auch aus dem Hotel mitbekommen und nicht etwa verwechselt hätten?

„Ach, das war's ja eben! Wenn sie das gewußt hätten! Als an den Ausgang vom Hotel hatte Frau Gabriele ihren Koffer nicht aus den Augen gelassen, nun, und dann hätten sie ihn doch mit im Wagen geholt!“

„Im Wagen habe ich mich natürlich auf Dich verlassen, Hoboard.“ Aber Du hast die Augen geschlossen, sprichst mannsgeigt von Deska und von den langweiligen Reuten, die an uns vorbeikamen. Dabei ist das Unglück natürlich passiert.“

„Nun riet, den anderen Koffer zu öffnen, da würde man ja sehen, ob eine Verwechslung vorläge.“

„Wartens es bis zur Station.“ meinte ein dicker Oesterreicher jovial. „Hier im Wänsle kann man nix machen.“

Es war ein Glid für Frau von Drenstein, daß sie jetzt auch wirklich schon in Vontrefina anhielten. Sie stürzte logisch mit ihrem Gatten auf den Stationsbeamten zu, dem der Oberleutnant, häufig von seiner Frau unterbrochen, den Unfall vortrug.

(Fortsetzung folgt.)